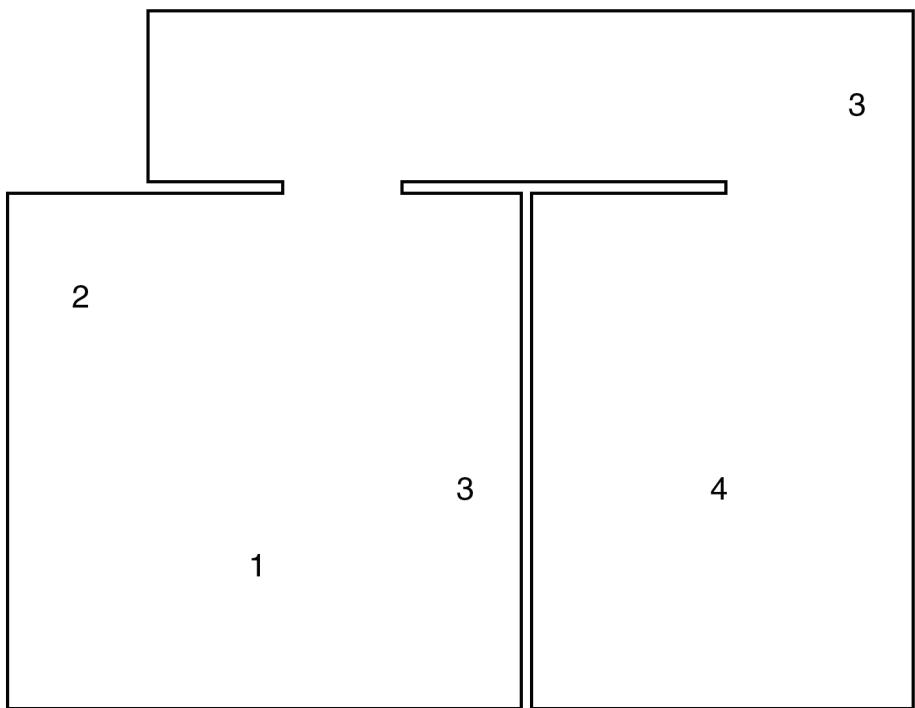


A black and white photograph showing a dense forest. In the foreground, a large tree with many branches and leaves dominates the left side. The background consists of more trees and foliage, creating a sense of depth. The lighting suggests it might be early morning or late afternoon.

**Empire**



Ich zog in die Wälder, weil ich den Wunsch hatte, mit Überlegung zu leben, »alle Wirkenskraft und Samen« zu schau'n, zu ergründen, ob ich nicht lernen konnte, was ich lehren sollte, um beim Sterben vor der Entdeckung bewahrt zu bleiben, dass ich nicht gelebt habe. Ich wollte nicht das leben, was kein Leben war; das Leben ist so kostbar. Auch wollte ich keine Entzagung üben, höchstens im Notfall. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so herhaft und spartanisch leben, dass alles, was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen würde. Ich wollte mit großen Zügen knapp am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und es auf die einfachste Formel bringen. Und sollte es sich gemein erweisen, nun, dann wollte ich seine ganze, unverfälschte Gemeinheit auskosten, um sie der Welt zu künden. War es jedoch rein, so wollte ich dies aus eigner Anschauung erkennen und imstande sein, bei meinem nächsten Ausflug ehrlich Rechenschaft darüber abzulegen.



Ende März 1845 borgte ich mir eine Axt und wanderte hinab in den Wald zum Waldenteich, in dessen unmittelbarer Nähe ich mein Haus bauen wollte. Ich fällte zunächst einige hohe, pfeilartige, noch junge Weißtannen, um Bauholz zu gewinnen. Anzufangen, ohne zu borgen, ist schwer. Und doch ist dies vielleicht noch der anständigste Weg, da man hierdurch seinen Mitmenschen erlaubt, sich für das Unternehmen eines anderen zu interessieren. Der Besitzer der Axt sagte, als er mir zeitweise sein Eigentumsrecht an derselben übertrug, sie sei sein Augapfel. Ich gab sie ihm aber schärfer zurück, als ich sie empfing. Der Abhang des Hügels, auf dem ich arbeitete, war lieblich mit Nadelholz bewachsen, durch das man einen Ausblick auf den See und auf eine kleine Lichtung im Gehölz hatte, wo Fichten und weiße Walnussbäume zu treiben begannen. Das Eis des Teiches war noch nicht geschmolzen, doch sah man einige offene Stellen. Das Eis zeigte überall eine dunkle Farbe und war völlig mit Wasser durchsetzt. (...)

Die Hauptbalken machte ich sechs Zoll dick. Die meisten Pfosten bearbeitete ich nur an zwei Seiten, die Bretter für die Decken und den Fußboden nur an einer Seite, die übrige Rinde ließ ich daran. Auf diese Weise wurden sie genau so gerade und bedeutend stärker als gesägte Bretter. Jeder Pfeiler wurde ordentlich eingezapft und verbolzt, denn ich hatte mir bereits andere Werkzeuge geborgt.

Mein Tagewerk im Walde pflegte nicht lange zu dauern, doch nahm ich gewöhnlich mein Mittagessen, bestehend aus Butter und Brot, mit mir hinaus. Mittags las ich, während ich mitten zwischen den abgeschnittenen Tannenzweigen saß, die Zeitung, in die ich meine Nahrung eingewickelt hatte. Ein harziger Duft teilte sich meinem Brot mit, denn meine Hände waren mit einer dicken Schicht Tannenharz bedeckt. Nach Beendigung meiner Arbeit war ich mehr zum Freund als zum Feind der Tannen geworden, obwohl ich einige von ihnen gefällt hatte. (...)

Endlich errichtete ich Anfang Mai den Rohbau meines Hauses. Wenn ich dazu die Hilfe einiger Bekannten benutzte, so geschah das mehr, weil ich eine solche günstige Gelegenheit, mich als guter Nachbar zu erweisen, benutzen wollte, als aus Notwendigkeit. (...) Ich hoffe zuversichtlich, dass sie dazu bestimmt sind, später einmal stolzere Bauten zu errichten. Am vierten Juli zog ich, sobald Fußboden und Dach fertiggestellt waren, in mein Haus ein.



Christian Hartard

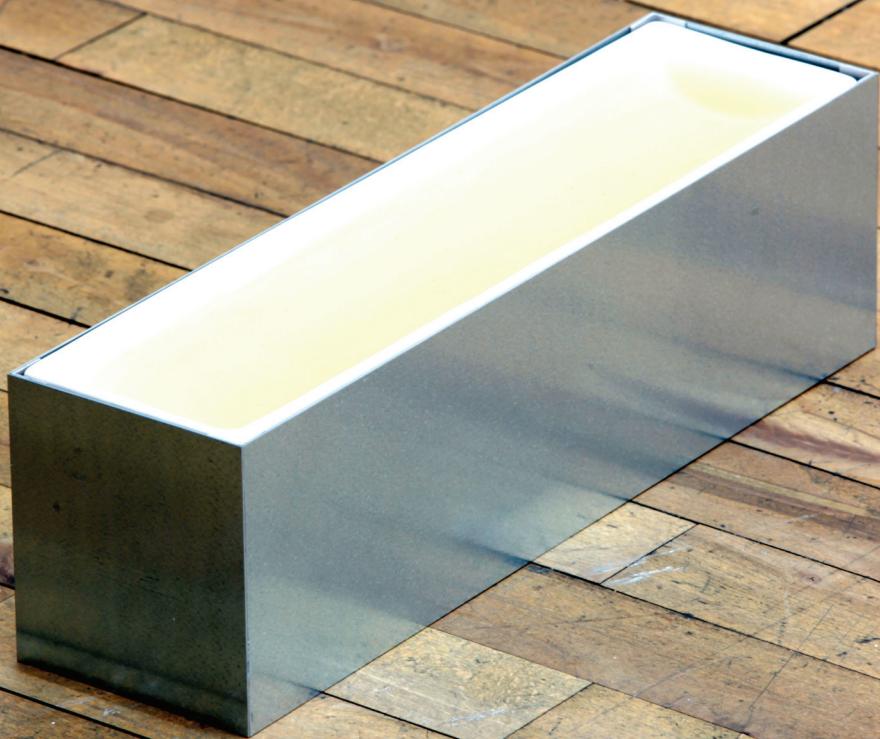
Empire

Ausgelöschte oder ins Unsichtbare verschwimmende Körper, unbetretbare Räume, ungreifbarer Sound, ephemeres Material, sich verflüchtigender Geruch: Die Arbeiten, die die Ausstellung »Empire« zusammenführt, kreisen um Motive des Verschwindens, der latenten Gewalt, der gegenseitigen Unzugänglichkeit und Unverfügbarkeit. Referenzen auf die US-amerikanische Kultur- und Zeitgeschichte halten dabei die Balance zwischen politischen Stellungnahmen und autonomen Setzungen. Indem sie unterschiedliche Sinnesebenen aktivieren, erweitern die Werke ihren formalen Minimalismus zu komplexen Bildern für soziale oder psychische Zustände.

## Where I Lived, and What I Lived For

Keramikguss, verzinktes Blech, Waffenöl. 12 x 10 x 38 cm. Unikat. Objektbau: Edith Plattner, Stephan George, Martin Spindler. Der Titel zitiert eine Kapitelüberschrift aus Henry David Thoreau: Walden oder Leben in den Wäldern (engl. »Walden; or, Life in the Woods«), 1854.

Thoreau, bekannt vor allem durch seinen 1849 erschienenen Essay »Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat«, hatte sich am 4. Juli 1845, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, in eine selbstgebaute Blockhütte am Ufer des Walden-Sees in Massachusetts zurückgezogen, um dort für zwei Jahre der industrialisierten Massengesellschaft der jungen USA den Rücken zu kehren. Walden ist seitdem ein Synonym nicht nur für den Versuch, ein authentisches Leben im Einklang mit der Natur und den wahren menschlichen Bedürfnissen zu führen, sondern auch für die romantische, aber in letzter Konsequenz asoziale Utopie eines autarken und gesellschaftsskeptisch abgekapselten Daseins.



»Eine Wohnung ohne Vögel ist wie Fleisch ohne Würze.« Solch eine Wohnung besaß ich nicht, denn ich war plötzlich ein Nachbar der Vögel geworden, nicht dadurch, dass ich mir einen einfing, sondern dadurch, dass ich meinen Käfig mitten unter sie setzte. (...)

Am Ufer eines kleinen Teiches, etwa anderthalb Meilen südlich von dem Dörfchen Concord schlug ich mein Heim auf. Es lag etwas höher als Concord, mitten in den ausgedehnten Waldungen zwischen diesem Dorf und Lincoln, etwa zwei Meilen südlich von unserm einzigen, rühmlich bekannten Felde: dem Schlachtfelde von Concord. Meine Wohnung lag aber so niedrig in den Wäldern, dass das gegenüberliegende, eine halbe Meile entfernte, und – wie alles übrige – bewaldete Ufer meinen Horizont begrenzte. (...)

Es ist gut, wenn man etwas Wasser in der Nachbarschaft hat: das erinnert an die Behendigkeit und auch an die Schwimmkraft der Erde. Selbst der kleinste Quell bietet den Vorteil, dass man beim Hineinschauen erkennt: die Erde ist kein Kontinent, sondern eine Insel.

Meistens ist genügend Raum um uns herum. Unser Horizont stößt niemals dicht an unsere Ellbogen. Das Waldesdickicht ist nicht unmittelbar vor unserer Tür, auch nicht der See, sondern ein kleines Stück Natur ist für jeden von uns freigelegt, uns vertraut und angepasst, auf irgend eine Weise von uns erobert und umzäunt, von der Natur für uns zurückgefordert. (...) Mein nächster Nachbar wohnt eine Meile weit entfernt; im Umkreis von einer halben Meile ist von meinem Wohnort aus kein anderes Haus zu sehen, nur dann vielleicht, wenn man auf einen Gipfel der Hügel steigt. Mein Horizont ist von Wäldern umrahmt und gehört mir ganz allein. Auf der einen Seite habe ich einen Fernblick auf die Bahn, dort, wo sie den Teich berührt, auf der andern Seite auf den Zaun, der den Waldweg begrenzt. Im übrigen ist es hier, wo ich lebe, so einsam wie auf den Prärien. Hier ist gerade so gut Asien oder Afrika wie Neuengland. Ich habe tatsächlich Sonne, Mond und Sterne – eine kleine Welt ganz für mich allein. (...)

Ich halte es für gesund, die meiste Zeit allein zu sein. Gesellschaft, selbst mit den Besten, wird bald langweilig und zerstreuend. Ich liebe die Einsamkeit. Nie fand ich einen Kameraden kameradschaftlicher als die Einsamkeit. Wir sind meistens einsamer, wenn wir zwischen Menschen umhergehen, als wenn wir in unsren Zimmern bleiben. Ein Mensch ist immer allein, wenn er denkt oder arbeitet, sei es, wo er wolle. Einsamkeit wird nicht nach den Meilensteinen gemessen, die sich zwischen uns und unsren Mitmenschen befinden. (...)

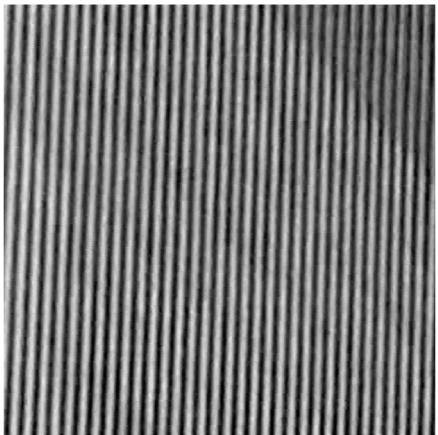
Gesellschaft ist meistens zu wohlfeil. Wir treffen uns nach allzu kleinen Pausen wieder und haben darum keine Zeit gehabt, neuen Wert füreinander zu erlangen. Dreimal täglich sitzen wir bei den Mahlzeiten zusammen, und einer gibt dem andern von dem alten, muffigen Käse, der wir sind, zu kosten. (...) Wir treffen einander auf dem Postamt, an Empfangsabenden und am Kamin, wir leben dicht gedrängt, sind einander im Wege, stolpern übereinander, und dadurch verlieren wir, wie mir scheint, etwas den Respekt vor einander. Für jeden wertvollen und herzlichen Verkehr würde ein weniger häufiges Zusammensein genügen. Man denke einmal an die Fabrikmädchen: sie sind nie allein, kaum in ihren Träumen. Es wäre besser, wenn es nur einen Einwohner pro Quadratmeile gäbe, gerade wie dort, wo ich lebe. Den Wert des Menschen macht nicht seine Haut aus – wir brauchen ihn darum nicht zu berühren.

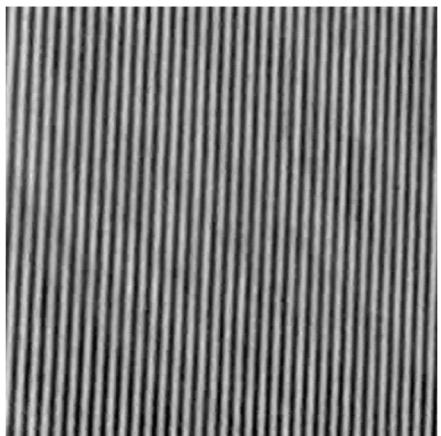
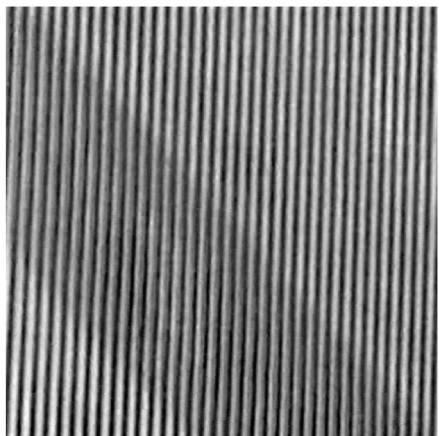
## Empire

Video, 5 sec. im Loop, Weißes Rauschen. Edition 3 + 1 AP. Videobearbeitung: Frank Sauer.

Detail aus einem Amateurvideo des World Trade Centers in New York kurz nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001. Die Kamera gleitet über die Außenhaut des brennenden Gebäudes und verfolgt für einige Sekunden den Sturz eines Menschen in die Tiefe. Aus diesem Video wird die winzige Silhouette des fallenden Mannes herausgeschnitten. Übrig bleibt nur das in einer Endlosschleife vorbeiziehende Ornament der Fassade. Gewalt und Versehrtheit sind in metaphorischer Weise präsent. Der Körper und seine möglichen Verletzungen bleiben unsichtbar. Der Schmerz ist nicht echt, sondern entsteht im Kopf des Betrachters.







Während ich am Teich wohnte, wünschte ich ab und zu in meine Speisekarte durch Fisch etwas Abwechslung zu bringen. Ich fischte also tatsächlich aus demselben zwingenden Grunde wie die ersten Fischer. Was ich an Humanitätsgefühlen dagegen mobil machte, war eitel Künstelei und ging mehr meine Philosophie als mein Empfinden an. Ich spreche jetzt nur vom Fischen, denn über die Vogeljagd habe ich meine Ansichten schon vor langer Zeit geändert. Meine Büchse verkaufte ich, bevor ich in den Wald zog. Ich glaube nicht weniger human zu sein als andere Menschen, ich bemerkte nur nicht, dass meine Gefühle stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ich bedauerte weder die Fische noch die Regenwürmer. Das machte die Gewohnheit. Wenn ich auf die Vogeljagd ging, so entschuldigte ich mich in den letzten Jahren, wo ich eine Flinte besaß, mit dem Studium der Ornithologie. Nur auf mir unbekannte, seltene Vögel kam es mir an. Allerdings muss ich gestehen, dass ich darüber jetzt anderer Ansicht bin. Ornithologie lässt sich ja auch auf eine würdigere Weise betreiben. Diese Methode verlangt eine weitaus schärfere Beobachtung der Gewohnheiten der Vögel, dass ich schon aus diesem Grunde gern auf mein Gewehr verzichtete. Und wenn auch die Humanität Einspruch erhebt: Ich zweifle, ob diese körperlichen Übungen je durch etwas gleich Wertvolles ersetzt werden können. Drum habe ich auch einigen meiner Freunde, die besorgt mich fragten, ob sie ihren Jungen das Jagen erlauben sollten, Ja! geantwortet und zugleich mich erinnert, dass die Jagd einen der besten Teile meiner Erziehung bildete. Erzieht die Jungen zu Jägern! Mögen sie's auch anfangs nur dilettantisch betreiben, vielleicht werden sie dereinst gewaltige Jäger, denen kein Wild in diesem oder in irgend einem anderen Urwald groß genug ist: Menschenjäger und Menschenfischer. (...)

In der Geschichte des Individuums wie der Menschheit gibt es eine Periode, in welcher die Jäger »die besten Menschen« sind. So wurden sie von den Algonquinern genannt. Den Knaben, der nie eine Flinte abknallen durfte, kann man nur bedauern. Er wurde dadurch nicht humaner, nein, seine Erziehung wurde arg vernachlässigt. So lautete meine Antwort in betreff dieser jungen Leute, die sich nach einer Beschäftigung sehnten, über die sie, wie ich hoffe, bald hinauswachsen werden. Ein »guter« Mensch wird, wenn er über die gedankenlosen Knabenjahre hinaus ist, mutwillig kein Geschöpf töten, dessen Leben von den gleichen Bedingungen abhängig ist wie sein eigenes.

Wir brauchen die Wildnis als Stärkungsmittel. Wir müssen bisweilen durch Sümpfe waten, wo die Rohrdommel und das Wasserhuhn sich verstecken. Wir müssen bisweilen den Schrei der Schnepfe hören, flüsterndes Röhricht riechen, in dem nur einsamere, wildere Vögel ihre Nester bauen und wo die Sumpfotter mit dem Bauche dicht am Boden kriecht. Mit demselben Ernste aber, mit dem wir alles zu erforschen und zu lernen wünschen, verlangen wir gleichzeitig, dass alles geheimnisvoll und unerforschbar bleibe, dass Land und Meer uns unerforschte und unergründete Rätsel bleiben, weil sie unerforschlich sind. Wir können nie genug Natur bekommen. Wir müssen uns an dem Anblick unerschöpflicher Kraft erquicken, an großen titanischen Formen, am Meeresstrand mit seinen Schiffstrümmern, an der Wildnis mit ihren lebendigen und modernden Bäumen, am Gewitterhimmel und am Regen, der drei Wochen herniederfällt und das Land überschwemmt. Wir müssen sehen, wie unsere eigenen Grenzen überschritten werden, wie dort frei ein Leben weidet, wo wir nie wandern. Mit Freude sehen wir, wie der Geier sich vom Aase nährt. Was uns Ekel und Abscheu einflößt, wird ihm eine Quelle der Gesundheit und der Kraft. Ein totes Pferd lag in einer Grube neben dem Weg, der zu meinem Hause führte. Manchmal wurde ich – hauptsächlich nachts, wenn die Luft dick war – dadurch gezwungen, einen Umweg zu machen. Doch der Beweis, den die Natur mir für ihren kräftigen Appetit und ihre unzerstörbare Gesundheit gab, entschädigte mich dafür. Mit Freude sehe ich, dass die Natur Leben in solcher Fülle birgt, dass Myriaden geopfert, einander zur Beute überlassen werden können, dass zarte Geschöpfe so gelassen wie Brei aus ihrem Dasein herausgequatscht, Kaulquappen von Reihern verschlungen, Schildkröten und Kröten auf der Landstraße überfahren werden, dass bisweilen Leben aus den Wolken herniederregnet. Da jeder unglücklichen Zufällen ausgesetzt ist, können wir uns denken, wie gering das Leben veranschlagt ist. In all diesen Dingen sieht der Weise nur die universelle Unschuld. Gift ist durchaus nicht giftig, und Wunden, die töten, gibt es nicht. Mitleid ist durchaus nicht beständig. Es muss flinke Füße haben.



### How To Disappear Completely

Before (The motions made in loading sixteen boxes on to a truck before the method has been studied.)

After (The motions made in loading the same sixteen boxes on to a truck after the method had been studied.)

Sewing Up A Wound (The path of the motions used by a surgeon in sewing up the wound after an operation for appendicitis.)

Siebdrucke auf Papier, je 30 x 24 cm. Edition je 12 + 3 AP. Vorlage: Photographien von Frank Bunker Gilbreth, um 1920, aus: Frank B. Gilbreth, Lillian Moller Gilbreth: Motion Study for the Handicapped, London 1920. Bearbeitung und Druck: Lou Jaworski, Gesa Puell.

Die drei Blätter zeigen Photographien aus Frank Bunker Gilbreth' 1920 erschienenem Buch »Motion Study for the Handicapped«. Gilbreth untersucht vor dem Hintergrund des eben beendeten Ersten Weltkriegs, wie verkrüppelte oder erblindete Soldaten durch eine Vereinfachung und Standardisierung von Arbeitsprozessen in das Wirtschaftsleben wiedereingegliedert werden können. Dazu filmte Gilbreth Arbeiter, denen er kleine Leuchten an den Händen befestigt hatte, bei ihren typischen Tätigkeiten. In der Langzeitbelichtung ergaben sich charakteristische Muster von Bewegungsabläufen, die nun optimiert und beschleunigt werden konnten. Der Mensch als Individuum verschwindet, nur die Spur seiner Arbeit bleibt übrig. Obwohl Gilbreth vor allem die Verbesserung der Arbeitsbedingungen im Auge hatte, gilt er neben Frederick Winslow Taylor als einer der Väter einer ökonomischen Philosophie, die den Menschen als austauschbaren Teil der betrieblichen Maschinerie versteht.



BEFORE



AFTER



Cabin

Holz (Birke Multiplex), Nadelfilz. 184 x 203 x 65 cm. Unikat. Objektbau: Chris Pawlowski, Martin Bohsung, Andreas Familler.

Zwei mit Filz ausgekleidete Holzkammern sind spiegelsymmetrisch zu einer scheinbaren Passage aneinandergefügt. Beide Kompartimente besitzen einen körpergroßen, aber schmalen Eingang, der in einen unbetretbar engen Korridor führt, und sind in sich abgeschlossen. Ein Durchgang von der einen auf die andere Seite ist nicht möglich. Die Wege verlaufen parallel, aber sie treten nicht in Kontakt. Die Assoziation von Behaustsein und Schutz wird mit dem Bild von Isolation und Abkapselung konfrontiert, der Versuch der Kommunikation steht gegen die Erfahrung von Inkommunikabilität.

Als ich eines Tages zu meinem Holzhaufen oder vielmehr zu meinem Baumstumpfhaufen kam, sah ich zwei große Ameisen, die in erbittertem Kampfe sich befanden. Die eine war rot, die andere, weit größere, war schwarz und fast einen halben Zoll lang. Nachdem sie einmal sich gegenseitig gepackt hatten, ließen sie nicht mehr locker, sondern kämpften und rangen und rollten auf den Holzspänen ohne Unterlass hin und her. Als ich weiter Umschau hielt, sah ich zu meinem Erstaunen, dass die Späne mit solchen Kämpfern bedeckt waren, dass kein duellum sondern ein bellum hier stattfand, ein Krieg zwischen zwei Ameisenvölkern! Überall kämpfte eine rote gegen eine schwarze, oder zwei rote fochten mit einer schwarzen. Die Legionen dieser Myrmidonen bedeckten alle Hügel und Täler meines Holzhofes. Schon war der Boden mit roten und schwarzen Toten und Sterbenden besät. Es war das einzige Schlachtfeld, das ich je sah, das einzige Schlachtfeld, das ich betrat, als wilder Kampf wütete. Ein Kampf auf Leben und Tod! Die roten Republikaner auf der einen Seite, die schwarzen Kaiserlichen auf der anderen. Überall wurde erbittert gekämpft, ohne dass ich irgend ein Geräusch vernehmen konnte. Nie fochten menschliche Krieger so standhaft. Ich beobachtete ein Paar, das in einem kleinen sonnigen Tal zwischen zwei Holzscheiten rang und jetzt am Mittag fest entschlossen schien, bis zum Sonnenuntergang oder bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Der kleinere rote Krieger hielt wie ein Schraubstock fest die Vorderseite seines Gegners umklammert und bemühte sich, obwohl er mit seinem Gegner häufig auf dem Schlachtfeld kopfüber hinstürzte, unablässig, dem Kaiserlichen den einen Fühler nahe an der Wurzel abzunagen; der andere war diesem Schicksal bereits anheimgefallen. Der stärkere schwarze Soldat schleuderte seinen Gegner von einer Seite zur anderen, und als ich genauer hinsah, bemerkte ich, dass der Republikaner schon verschiedene Gliedmaßen eingebüßt hatte. Sie kämpften mit größerer Hartnäckigkeit als Bulldoggen. Keiner von beiden zeigte die geringste Neigung zur Flucht. Ihr Schlachtruf war zweifellos: Siegen oder Sterben!

Inzwischen kam ein zweiter roter Krieger augenscheinlich in höchster Erregung an einem der Hügel, welche dieses Tal begrenzten, herabgeeilt. Entweder hatte er seinen Feind besiegt oder noch nicht am Kampfe teilgenommen. Da er noch ganz unversehrt war, gehörte er vielleicht zur Reserve. (...) Er sah den ungleichen Kampf von fern – denn die Schwarzen waren nahezu zweimal so groß wie die Roten – kam schnellen Laufes herbei und stand jetzt nur einen halben Zoll von den Kämpfenden entfernt auf der Lauer, um im günstigen Augenblick auf den schwarzen Krieger sich zu stürzen und den Angriff nahe

an der Wurzel des rechten Vorderfußes zu beginnen. Mochte der Gegner unter seinen eigenen Gliedmaßen die Wahl treffen! So waren die drei dort fürs Leben vereint, als ob ein neues Bindemittel hier verwendet würde, das jedes Schloss und jeden Mörtel übertraf. Wenn ich jetzt noch entdeckt hätte, dass auf den Gipfeln der Holzscheite die Musikkapellen beider Armeen aufgestellt seien, Nationalhymnen spielend, um die matten Krieger anzufeuern, die Sterbenden zu trösten: ich hätte mich nicht gewundert. Ich selbst war so erregt, als ob hier Menschen kämpften. (...)

Ich hob den Holzspan auf, an welchem die drei (...) Krieger kämpften, und trug ihn nach Hause. Dort stülpte ich auf der Fensterschwelle ein Wasserglas über ihn, um den Ausgang zu beobachten. Ich betrachtete die zuerst erwähnte rote Ameise mit der Lupe: ihre Brust war zerstückelt, und ihre Eingeide waren den Bissen des schwarzen Gegners preisgegeben, dessen Brustpanzer augenscheinlich zu stark war, um durchstoßen zu werden. Trotzdem nagte sie auch jetzt noch, nachdem beide Fühler abgetrennt waren, unablässig an dem ihr zunächst befindlichen Vorderfuße des Gegners. Und in den dunklen Karfunkelaugen der Schmerzgeplagten leuchtete eine Wildheit auf, die nur der Krieg zu entfachen vermag. Noch eine halbe Stunde lang währte der Kampf unter dem Wasserglas. Als ich hernach wieder hinsah, hatte der schwarze Krieger die Häupter seiner Feinde von ihren Leibern abgesägt. Die noch lebenden Köpfe hingen, wie grausige Trophäen am Sattelbogen, an ihm zu beiden Seiten herunter. Mit schwachen Kräften versuchte er, der keine Fühler mehr besaß, nur noch ein einziges arg verstümmeltes Bein und wer weiß wie viele andere Wunden hatte, die Köpfe abzuschütteln. Das gelang ihm auch nach einer weiteren halben Stunde. Ich hob das Glas in die Höhe, und nun kroch er als Krüppel über die Fensterschwelle fort. (...) Welche Nation siegte und welche Ursache dieser Krieg hatte, blieb mir unbekannt. Doch in den nachfolgenden Stunden dieses Tages befand ich mich in solch erregter, quälender Stimmung, als ob ich vor meiner Tür Augenzeuge eines hartnäckigen, wilden, blutigen Kampfes zwischen Menschen gewesen wäre.

Henry D. Thoreau: Walden oder Leben in den Wäldern, 1854. Der deutsche Text folgt der Übersetzung aus dem Englischen von Wilhelm Nobbe, Jena 1922.



Christian Hartard

\*München 1977

2003 Deutsche Journalistenschule

2003 M.A. Kunstgeschichte Universität München

2008 Dr. phil. Universität München

2012 Diplom Akademie der Bildenden Künste München

[www.hartard.com](http://www.hartard.com)

Ich danke meiner Frau für Unterstützung und Geduld.

Diese Broschüre erscheint zur Ausstellung

Christian Hartard: Empire

Weltraum München, 17.–20. Dezember 2016.

Aufbau: Chris Pawlowski, Frank Sauer

Dokumentation: Lou Jaworski

Herzlichen Dank an Rudolf Maximilian Becker.

Umschlagmotiv: Walden Pond, Concord, Massachusetts. Nach einer  
Photographie von 1908, Library of Congress Prints and Photographs Division  
Washington, D.C.

A black and white photograph capturing a dense forest scene. The composition is dominated by tall, slender trees with intricate, sprawling root systems visible at the base. The canopy is thick with leaves and branches, creating a complex texture of light and shadow. The perspective is from a low angle, looking upwards through the tree trunks towards the sky.

Christian Hartard